



Eva
Rosenkranz

ÜBERALL IST GARTEN

*Zufluchtsort
zwischen Lebenskunst
und Überleben*

er gehört nur sich selbst. Aber ich begegne ihm so oft an einem seiner Sitzplätze, einem großen Verkehrsschild an der Landstraße. Im Rücken ein Wäldchen, im Vordergrund Wiesen. Im Sonnenlicht schimmert er rosa. Da ich ihn immer wieder rüttelnd über den Wiesen stehen sehe, konnte ich ihn leicht identifizieren: ein Turmfalke, der eben nicht nur auf Türmen wohnt. Er gehört durch seinen Rüttelflug zu den auffälligen Greifvögeln unserer Landschaft. Dass ich ihn besonders im Winter auf seinem Lieblingsstraßenschild verharren sehe, hat einen einleuchtenden Grund: Energie sparen. Das Ansitzen ist bei Nahrungs-, sprich Mäusemangel Überlebenshilfe. Vom Wanderfalken unterscheidet ihn vor allem dessen spektakulärer Flug, der ihn zum schnellsten Tier der Erde macht. Seit Jahrtausenden wird er zur Beizjagd eingesetzt und stand bei Herrschern in höchstem Ansehen. Erwähnen will ich nur einbalsamierte Falken in ägyptischen Königsgräbern und die enge Beziehung des Stauferkaisers Friedrich II. zu diesen besonderen Vögeln, denen er im 13. Jahrhundert sein bis heute herausragendes Falkenbuch widmete, einen »Urknall ornithologischen Wissens« (Michael Menzel). Darin verglich Friedrich einen idealen Falkner mit einem idealen Herrscher.

Mich verbindet mit ›meinem‹ Falken, dessen Auftauchen mich in diesen Schneetagen so sehr freut, eine bedeutsame Erfahrung, meine Begegnung mit der Umweltschutzlegende Horst Stern. Am 17. Januar 2019 starb er. Fast vergessen wie viele der frühen Warner vor Naturzerstörung. Mit ihm will ich an einige der Rufer in einer vor einem halben Jahrhundert noch umweltpolitischen Wüste erinnern.

Horst Stern sah – wie viele von ihnen – im Rückblick desillusioniert sein Engagement von Jahrzehnten als folgenlos an. Liest man die aktuellen Aussagen des Weltdiversitätsrates, scheint auch heute kaum ein anderes Fazit möglich. Wenn wir so weitermachen, wird die Erde unbewohnbar für uns Menschen. Und doch rebelliert etwas in mir gegen den Stern'schen Pessimismus. Denn angesichts einer neuen gesellschaftlichen Bewegung für die Bewahrung unseres Planeten würde ich ihn als einen der entscheidenden Wegbereiter für Umwelt- und Naturschutz sehen, dessen kompromissloses Engagement gerade heute Früchte trägt – auch wenn sein Namen vielen nichts mehr sagt. »In einer Zeit, in der ökologische Fragen noch nicht salonfähig waren, hat er dem Naturschutz publizistische Aufmerksamkeit verschafft. Seine Intimgegner waren Jäger, Intensivlandwirte, Wirtschaftsfunktionäre und ignorante Politiker« (Hubert Weinzierl). »Ein Leben lang hat Horst Stern sich für einen besseren Umgang mit Tier und Natur eingesetzt«, hieß es in der Todesanzeige. »In Zeitschriften, Büchern und seiner legendären Fernsehreihe ›Sterns Stunde‹ las er Millionen Menschen klar und geschliffen die Leviten.« Bestattet wurde er im Nationalpark Bayerischer Wald, zu dessen Initiatoren er gehört hat.

Als junge Redakteurin habe ich mit ihm mein erstes großes Interview geführt. Nicht über seine Fernsehreihe ›Sterns Stunde‹, die lange zurücklag, sondern über seinen Roman *Mann aus Apulien*, den er eben jenem Stauferkaiser Friedrich II. gewidmet hatte. Mir ist ein warmherziger Mann in Erinnerung geblieben, der mit viel Entgegenkommen der aufgeregten Journalistin Rede und Antwort stand. Damals hatte er sich bereits aus der Öffentlichkeit nach Irland zurückgezogen.

Nie werde ich die Stelle zu Beginn des Romans vergessen, als der Lieblingsfalke des Stauferkaisers einen Jungadler schlägt. »Der König der Vögel in den Staub getreten von

einem Geringeren. Und ich der Kaiser des Erdkreises, aufgerufen zu einem Urteil, das die verletzte Ordnung der Welt wiederherstellen soll.« Und Friedrich gibt den Befehl, dem Falken den Kopf abzuschneiden. Mit weitreichenden Folgen, die ihre Parallelen in der heutigen Naturschutzpolitik hat. »Wieder einmal hatte mein Amt mich genötigt, vor der Wahrheit der Natur die Fassade des Staates aufzurichten.« Welch eine schmerzliche Erkenntnis dieses Weltenherrschers – und des Kämpfers Horst Stern.

Er war der Erste, der sich Zutritt zu Ställen mit Massentierhaltung verschaffte und die unerträglichen Bedingungen schonungslos offenlegte, der falsch verstandene Tierliebe anprangerte und Jägern attestierte, dass ihnen das Jagen wichtiger sei als der Wald. Er gründete die erste Zeitschrift für Natur- und Umweltschutz (*Natur*) und den BUND sowie die Deutsche Umweltstiftung mit. Und doch war sein Fazit ernüchternd: »Ich habe eigentlich immer nur in den Köpfen und Herzen der Ohnmächtigen etwas bewirkt, in den Köpfen der Mächtigen so gut wie nichts.«

Natürlich gehört auch Rachel Carsons *Der stumme Frühling* zu den warnenden Stimmen, die unsere Umweltwahrnehmung entscheidend verändert haben und in Zeiten des großen Artensterbens geradezu prophetisch wirken. Meine Rückblicke auf die frühen Gewährsleute heutigen Widerstands gegen die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen fielen in die Zeit des bayerischen Volksbegehrens zur Artenvielfalt. In meinem Dorf haben sich dazu viele Menschen engagiert, haben nachgedacht und debattiert. Menschen mit unterschiedlichstem Hintergrund haben begriffen, wie ernst die Lage in der scheinbaren bayerischen Idylle ist, und haben eine Welle der Veränderung ausgelöst.

Erwähnt sei hier eine Ikone des Biogartens, die Hunderttausenden von Gärtnern Mut gemacht hat, auf chemische Kampfmittel im Garten zu verzichten und den natürlichen Abfolgen zu vertrauen. Entgegen dem Mainstream ihrer Zeit machte Marie-Luise Kreuter darauf aufmerksam, dass Erde, Pflanzen und Tiere durch Kunstdünger und Pestizide Schaden nehmen und die Umwelt bereits gefährlich aus dem Gleichgewicht geraten sei. Fern jeglicher Romantisiererei beharrte sie auf dem Zusammenhang aller Lebewesen: »Ein biologischer Gärtner handelt nicht als Herrscher in seinem Garten. Alles Leben auf der Welt ist in komplizierten Kreisläufen miteinander verbunden. Das am höchsten entwickelte Wesen ist deshalb abhängig, dass die einfachsten Lebensformen funktionieren.«

Geradezu ungläubig habe ich nach vielen Jahren wieder den *Vorsorglichen Nachruf auf die Natur* von Barbara von Wulffen zur Hand genommen und dort eine Passage über die Sommerwiese entdeckt, die meiner Sommerbegegnung fast 50 Jahre später gleicht: »Autos waren stehen geblieben, Frauen und Kinder pflückten Mohn und Kornblumen, hingebungsvoll, hastig, mit einer Art Heißhunger – Hunger nach Schönheit: Blumenschönheit.« Nur mit dem Unterschied, dass wir uns heute noch nicht wieder trauen, Mohn und andere Wiesenblumen zu pflücken. In ausgeräumten Landschaften sind sie weiterhin Raritäten.

Auch Barbara von Wulffen legt den Finger in die Wunden, die ungebremster Fortschrittsglaube und Naturferne fortwährend schlagen. Erschöpfte Meere, schmutzige Luft, der man zu ihrer Zeit noch mit höheren Schornsteinen zu entkommen glaubte, oder siechende Wälder und verlorene Sommerwiesen – alles bedrückend gegenwärtig. Und die

Ursachen? »Dieser Leichtsinn, mit dem wir in einer ausdrücklich für endlich erklärten Welt ständig an die Unendlichkeit der Umwelt glaubten, fordert nun unerbittlich seinen Preis.« Dies lesend, sehe ich die dreieinhalb Planeten vor mir, die wir in Deutschland (theoretisch hochgerechnet) jedes Jahr verbrauchen – im 21. Jahrhundert und in einer »für endlich erklärten Welt«. Abhilfe schaffen, und auch das ist ein so alter wie aktueller Gedanke, kann nur die Wiederkehr des Staunens über das, was ist. Erkennen also und damit die Chance zu lieben ergreifen – wie die alte Bedeutung von »erkennen« besagt.

Heute sprechen wir in diesem Zusammenhang von Shifting Baselines, was vor einem halben Jahrhundert so klang: »Um in der Welt daheim sein zu können, muss man sie kennen, lieben, beweinen lernen. Später wird ein in diesem Sinne erzogenes Kind auch fähig, für diese Welt Verantwortung zu übernehmen, sie zu verteidigen, um sie zu leiden, für sie Opfer zu bringen.« Denn »wenn der Sonnentau aus unserer Welt verschwände, bräuchten wir wenig Aufhebens zu machen. Festzustellen, er habe bezaubernd ausgesehen und absonderlich gelebt, kommt seiner Besonderheit weitaus am nächsten. Er ist in seiner Art einmalig und unwiederbringlich. Er enthüllt das Wesen der Schöpfung als Vielfalt.« Und ich füge meine Überzeugung hinzu, dass es mehr als persönliches Glück bedeutet, die Stimme des Zaunkönigs zu erkennen.

Und damit bin ich bei meinem wichtigsten gärtnerischen Begleiter und Lehrer Jürgen Dahl, dem ich im Mai mit dem Federgeistchen eine persönliche Hommage widme. Seine Glossen und Bücher haben mich Ökologie anders denken, haben mich Garten anders sehen gelehrt. Jenseits betulicher Beetkultur und steriler Rosenrabatten, nicht zu reden von den heutigen Herrschaftsgebieten von Rasenrobotern oder Steinen. Wie kein anderer Autor seiner Zeit nahm er Gärtnern ernst und konnte ebenso begeistert über das sanfte Wesen von Malven schreiben wie unwirsch über den allgegenwärtigen Verfügbarkeitswahn. Gleichzeitig sezierte er unnachgiebig das Missverhältnis von Verschwendung und individuellem Widerstand: »In einer Welt, in der zur Herstellung eines Autos nicht weniger als 400 000 Liter Wasser gebraucht werden, ist es lächerlich, die Leute zu ermahnen, sie sollten das Eierwasser zum Blumengießen verwenden, um Wasser zu sparen.« Er hat über seinen Garten geschrieben und dabei in die Welt geschaut. Das eine hat ihm geholfen, das andere klar zu sehen und Widerlager zu bauen gegen die persönliche Verzweiflung. Am schönsten aber hat er über die Unbegreiflichkeit des Gartens nachgedacht: »Der Garten ist verwüstet, die Wege sind zertrampelt, die Reste des Inventars werden gerade verheizt – aber das Rätsel des Gartens bleibt ein Rätsel. Ob noch einmal ein Garten daraus wird oder ob sein Ende schon begonnen hat, hängt von nichts anderem ab als davon: dass wieder Gärtner kommen, die den Garten unbegreiflich finden.«

In Zeiten von Wohlstandsbesoffenheit und Herrschaftsgebaren haben diese Männer und Frauen »der Empörung Worte gegeben. Prophetische, skeptische, ironische. Trauernde und aggressive. Laut oder leise haben sie gekämpft gegen die Verwüstung der Welt und der Seelen. Pioniere einer anderen Zukunft, hatten sie die Gabe, Gedanken und Leiber in Bewegung zu bringen, Horizonte zu öffnen, Lebensläufe zu verändern« (Mathias Greffrath).

Wenn ich an diese Frauen und Männer erinnere, sehe ich das Fundament, auf dem meine Gedanken fußen. Ich sehe allerdings auch, wie unübersehbar seit mehr als einem

halben Jahrhundert die Verluste im Garten und darüber hinaus sind. Und ich begreife einmal mehr, wie schmal der Grat der Zuversicht geworden ist.

Schwanzmeisen oder: danke für nichts

Am Tag nachdem ich über die frühen Mahner nachgedacht habe, begegnen sich Schwanzmeisen, Greta Thunberg und Brechts Nachgeborene. In meinem Kopf.

Es beginnt mit den Schwanzmeisen. Erstmals sind die hübschen Sperlingsvögel im Garten zu Besuch. Immer zu dritt turnen sie an den Fettkugeln herum. Wie schwarz-weiße Wattebausche mit langem Schwanz. Kein Wunder, dass man sie scherzhaft Pfannenstiel nennt. Ihre lustige Schönheit passt zu Zaunkönig und Rotkehlchen. Ein Blick zu den Vogelkundigen verrät mir, dass der lange Schwanz mehr als die Hälfte ihrer Körperlänge ausmacht. Diese Balancierstange ermöglicht ihnen bemerkenswerte Kunststücke. Sie sind fähig, kopfüber an feinsten Zweigen entlangzuhüpfen oder auf einem Bein zu stehen und mit dem anderen bereits nach einem weiteren Zweig zu hangeln. Das alles ist kein vergnüglicher Selbstzweck. Sie gelangen durch ihre Gleichgewichtstechnik bis zu den feinsten Ästchen, können dort nach Raupen und Knospen suchen und haben damit einen Lebensraum erschlossen, den andere Vögel nicht erreichen können.

Angesichts der ahnungslos turnenden Schwanzmeisen beschleichen mich Trauer, Verzweiflung und Zorn. Wir zerstören in jeder Minute Wunderwerke der Natur, oft bevor wir sie recht verstehen. Selbstgefällig, ignorant, uneinsichtig. Als seien wir die Herrscher der Welt. Welche Verrohung, die nur mühsam mit Zierrat und bunten Masspflanzen übertüncht wird. Für Augenblicke gebe ich all jenen recht, die Bauern, Tierfabriken, Großschlachtereien, Saatgutkonzernen, gierigen Lobbyisten die Verfügung über unser aller Boden, Wasser, Lebensgrundlage entziehen wollen. Was erdreisten sich diese geldgierigen Zerstörer?! Und warum unterstützen wir sie mit unserer Geiz-ist-geil-Mentalität?

Es ist auch mein Verlust, wenn der Lebensraum der Schwanzmeise zerstört wird. Ich entwerfe damit kein pessimistisches Zukunftsszenarium, sondern beschreibe eine Realität, die sich immer weniger ausblenden lässt. In meiner Umgebung werden Schutzflächen zerstört, zugepflastert, was geht, und Engagement für Natur wird belächelt. Zorn und Resignation liegen manchmal nah beieinander.

Das Enttäuschungsmotiv des Januar ist also mehr als meine persönliche Missstimmung. Enttäuschung liegt über Lebensläufen, damals wie heute. In ihr spiegeln sich eine gefährdete Gemeinschaft und die Frage nach dem Fortbestand der Erde. Denn diese Enttäuschung macht den Schritt schwer. Und hier erinnern mich die fedrig-leichten Schwanzmeisen an die berühmten ›Nachgeborenen‹ von Bert Brecht, ein Gedicht, das er im Exil der 1930er-Jahre schrieb und das für mich eine neue Bedeutung gewinnt:

Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht

Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.

...

Ihr aber, wenn es so weit sein wird
Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist
Gedenkt unsrer
Mit Nachsicht.

Ja, es waren finstere Zeiten, Kriege, Massenmord, unmenschliches Unrecht. Weit weg. Weit weg?

Inzwischen sind wir es, die Nachgeborenen, die um Nachsicht bitten müssen. Nur, werden die Jungen von Fridays for Future um Greta Thunberg sie uns gewähren? Haben wir Nachsicht verdient? Heute, wo ein Gespräch über Bienen ungemütlich werden kann, wie beim bayerischen Volksbegehren erlebt. Selbstgerechtigkeit darf nicht auf Nachsicht hoffen.

Einige Monate nach dem Besuch der Schwanzmeisen, als ich dieses Buch zu Ende schreibe, erinnert der zornige Beitrag eines von Brechts Nachgeborenen an ein Titelbild des britischen *Observer*. Ein Teller mit wenigen Kuchenkrümeln und dem Kommentar: »Sorry, kids, we ate it all.« Die Zeitschrift beschrieb, wie die Alten den Jungen die Zukunft zerstören. Erde aufgeheizt, Umwelt vernichtet, Arten ausgerottet. »Danke für nichts.« An den aufgebrachten Kommentaren zu jenem Beitrag erkennt der Journalist Fred Grimm, dass vielen ›Alten‹ jedes Bewusstsein dafür fehlt, welche Verantwortung sie für den Zustand der Welt und für die Nachgeborenen haben. Vielmehr zeugen auch die Reaktionen auf den Protest der Jungen heute von einer ›beleidigten Mischung aus Arroganz und Unverstand‹: »Wir haben wie Kleinkinder jahrelang die Decke über den Kopf gezogen und gehofft, all das werde schon irgendwie vorübergehen. Und die Zerstörer einfach weitermachen lassen.

Jeder dritte Neuwagen wird heute von einem Senioren gekauft. Am beliebtesten sind SUVs, die fetten Luftverpester. Ein herzlicher ›Fuck You‹-Gruß an die Zukunft. Irgendwann werden die Alten, die den Kuchen aufgeessen haben, die Jungen beschimpfen, weil nichts mehr da ist. Ich wünsche den Gretas dieser Welt starke Nerven und mehr Mut, als wir ihn hatten.«

Sommer kann jeder

Zärtlich, wie so oft, tritt mir mein Garten bei zornigen Gedanken vors Schienbein. Es ist kalt. Zögernd trete ich aus der Tür und verlasse die Wärme des Hauses. Und schon lachen mich an dieser nördlichsten Nordseite pinkfarbene winzige Wildalpenveilchen an, die sich weder von Kälte noch Schnee oder allgemeinem Gewelke hindern lassen, schon im Januar